

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

238 (13.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Borgia und ihr Gift

Von Georg Winkler

Mit dem Namen Borgia klingt auch heute noch in unserer Seele etwas von dem Lichte der dunkleren Renaissance auf. Ja, bis zu einem gewissen Grade galten uns die drei Borgias, der furchtbare Papst Alexander, sein heimtückischer gewaltiger Sohn César und die ebenso schöne wie sittenverderbte Lucrezia, die Tochter dieses Papstes, als die eigentlichen Verkörperungen einer Zeit sündigster Menschenwürde. Und doch standen sie ihrer Art nach keineswegs allein in dieser Epoche der Weltentdeckung und Weltveroberung. Aber was in so vielen Konquistadoren und Freibeutern als Pulschlag der Zeit hämmerte und sie zu ihren Taten antrieb, lebte doch wohl am stärksten in diesen Emporkömmlingen aus dem Hause Borgia: hemmungslose Gewalt mit den atomisierten Mitteln, mit Straß, Dofch und Gift!

Eigentlich sind es die Entdecker Amerikas, Columbus und Amerigo Vesputti, vielleicht aber auch die Umwälzer des Kap der Guten Hoffnung, Vasco da Gama und seine Nachfolger gewesen, die den Borgias eine ihrer geheimnisvollen Waffen geliefert haben: das tödliche, rasch wirkende und im menschlichen Körper unzerstörbare Arsenit. Das Arsenit wurde sowohl von den Indianern Mittelamerikas wie auch von den Negern im Innern Afrikas bis an die Küsten des Indischen Meeres nach Mosambique hin als Heilmittel verwendet und zu diesem Zweck aus den Säften einer seltenen, blaublühenden Pflanze herausgerückt und destilliert; das heißt, wenn man bei den eigentlichen Herstellungsverfahren, den die Mediziner der Einaeborenen unter Irtiamen Hofisopus vornahmen, als ein Destillieren bezeichnen will!

Als Heilmittel war dieses Arsenit besonders geeignet, weil schon ein halbes Milligramm davon ausreicht, um aus einem erkrankten, starken, gesundheitsfrohen Mann eine Leiche zu machen. Dies ist also das Gift, dem Kardinal, Bischöfe und Condottieri, die den Borgias erst dienen und dann im Wege waren, zum Opfer fielen. Vitellio Vitelli, der bekannte Soldatenführer, Orsini und Colonna, die führenden Gelehrten Roms mit ihrem zahlreichen Anhang, alle stürzten vor der tödlichen Gewalt dieses geheimnisvollen Giftes, dessen Herkunft und Vorhandensein im menschlichen Körper kein Arzt, kein Quacksalber, kein Scharlatan und Alchimist nachzuweisen vermochte. Einmal nach dem anderen von denen, auf die der Verdacht, der Arsenit und die Begehrtheit der Borgia sich richtete, starb an dem — damals noch allgemein unbekanntem Gift — man konnte nicht sagen, welches die Todesursache eigentlich war, man vermochte das Gift nicht auszuspielen, man ahnte und wußte nur, es war da und die Toten waren kurz zuvor im Palaste des Papstes, des César Borgia oder irgendeines ihrer häßlichen Geschöpfe frisch und gesund gewesen, hatten geschmaukt und geseht und waren bald darauf elend gestorben und verborben.

Sehr kennt den grausamen Bericht vom Ende des Papstes Alexander Borgia, der selbst unter einer furchtbaren Giftschiffart seinem eigenen Gift ein Opfer wurde. Durch einen Krampf beim Gebrauch der Weinflasche trank der Papst selber den vergifteten Trank, der anderen bestimmt war. Es half alles nichts, daß ihn die Ärzte nach damaliger Weise in einen Tierstauer steckten, ihm alle möglichen Gegenstoffe bis zum Schlangengift einfließen ließen. Er mußte sterben!

Worauf beruht nun diese unabwehrbare tödliche Wirkung des Arsenits? Woher die Machtvollkommenheit der verweilenden Kräfte, das Verlangen aller Gegenmittel? Arsenit zerstört dem ersten Augenblick seiner Einführung in den menschlichen Organismus an unauflöslich das Blut, in dessen Kreislauf es sofort eintritt, und zerstört und durchwühlt tödlich den lebenden Stoffstrom, bis das Herz stille steht. Es geht so rasch in dem Blute auf, daß es auch mit den modernsten Mitteln im menschlichen Körper nicht mehr festzuhalten ist. Eine Eigentümlichkeit, die es übrigens nur mit wenigen, aber drei anderen Giften gemein hat.

Neuerliche Meldungen aus Italien wollen übrigens von einem mysteriösen Gift, das César Borgia seinen totergewordenen Göttern zur Lagerstätte hat, zu berichten wissen, das auf eine bisher unerkennbare Weise erst kürzlich noch vier Menschen vom Leben zum Sterben gebracht haben soll. Eine Nachricht, der man wenig Vertrauen entgegenbringen darf. Denn alles, was über dieses Gift berichtet worden ist, läßt sich auf den abergläubischen Schreden zurückführen, den das teuflische Gift der Borgias, das Arsenit, über das damalige Rom und Italien hinaus überall verbreitete.

Asiatisches Theater

Gastspiel der Japaner in Berlin

Alle und Theaterfachmann gingen in das Gastspiel Titulus und seiner Truppe als unbedingtes Übel. Sie hatten vielleicht einige Japanbücher gelesen, wußten daraus, daß das Japanische Theater in einer uralten Tradition verwachsen, immer noch ein kulturreichhaltiger Teil des Theaters, die strenge Abgemessenheit ichttausendjähriger Formen hatte, mit europäischen Begriffen nicht vergleichbar. Außerdem hatte man vielleicht gehört, daß dort drüben jeder Mime zugleich Tänzer, Fechter, Sänger sein mußte, aber das ist ja bei uns auch nicht viel anders, seitdem der Tonfilm

keine Schläger, jedes Theaterstück keine Songs hat und Bühne wie keinmal der Tummelplatz elastischer Sportler geworden sind. Also ging man ins „Theater des Westens“, in der Hoffnung, eine Reise nach Tokio zu machen, und von japanischer Dramatik selbst unbeschwert, es sei denn durch Klubsätze arzte Nachdichtungen, die aber chinesische Vorbilder haben, was in manchem das Gegenteil ist.

Die japanische Dramatik wird uns wohl nicht viel näher gekommen sein. Es gab Auschnitte aus einem mittelalterlichen Kriegerdrama, wo sich zwei Eble um eine Dulcinella duellierten, aus einem Volksstück mit Teehaus, Frauenraub und ewiger Liebe, aus einem Schauermärchen, von einem Fürsten, der als Mönch verkleidet vor der Straßstraße flieht. Das sind — Ballettskizzen.

Das europäische Publikum, hungert nach lebensnahem Stoff, nach sozialem Glanz, hat kein Drama für die allegorische Unwirklichkeit, das Mythos und die Historie eins sind. Was müssen das für Menschenbakterien sein, die mit fremdem Stoff in einem fremden Erdbel in einer fremden Sprache — ein Publikum erschüttern! Ein Bauer stolper über eine Leiche — es ist sein Vater. Minutenlang piegelt sein Gesicht den Ausdruck des Schmerzes — eine eintönige Flöte wimmert dazu. Oder, wenn jemand die Legende

von im lebenden Fleisch, mit dem Degentau ein toten Tote land trommelt — da fallen die Grenzen zwischen Japan und Deutschland, zwischen Asien und Europa, das ist international, wie wenig menschlich, das vollkommene, unvergängliche Schauspielwerk Mimenkunst in des Wortes schärfster Bedeutung, da das Gesicht, das Leib, die Hände eine Sprache sprechen, die verstanden wird, wo Menschen abt, die fühlen.

Diese Truppe hat die Frauenrollen schon mit weiblichen Darstellern besetzt, das streng japanische Prinzip des ausschließlich männlichen Theaters ist durchbrochen. Wir werden die Aufführungen vom europäischen Standpunkt, und wenn Kenner behaupten, es manches in ihr nach Hollywood frisiert, so müssen wir das auf die beruhen lassen, weil es das erste japanische Ensemble in Deutschland überhaupt ist. Der Direktor der asiatischen Sammlungen am Völkermuseum behauptet sogar, die Truppe bestünde aus Himmelskindern, die noch niemals in einem angebotenen Theater aufgetreten sind, ferner aus Akrobaten und Fechtmeistern aus einem Karate in Tokio. Nun, das wäre höchstens ein Spiel für Japans Schauspielkunst. Wenn schon zweifelhafte Darsteller und Akrobaten so überausgen wirken, welche mimischen Kräfte läge dann die erste Garnitur!

Falschspieler vor Gericht

Der Zinkerfönig

Diesem ehrenden Titel führt ein gewisser Herr Blümel, dessen Kampagne jetzt die sumergerewöhnlichen Anklagen von Noobit drüben. Es sind lauter ehrbar dreinblickende Kleinbürger, die Herren Neumann, Schmidt, Baum, Goldschmidt und Weismann, denen die Anklage gemehrsamig Gutes- und Falschspiel vorwirft. Aber in die Zigarette geht das Geld, das sie ihren „Freiern“ abknöpfen haben. Hunderte von Strafanzeigen aus allen deutschen Gauen liegen vor. Der Staatsanwalt weiß deshalb mit einem gewissen Stolz darauf hin, daß hier die größte Falschspielerei vor Gericht steht, die man seit Jahren gefannt und erwiesen hat. Nur Herr Blümel, das Oberhaupt, der Zinkerfönig, fehlt in diesem Reigen. Er kann nicht kommen, weil in Tegeel, seinem einstweiligen Aufenthaltsort, die Grippe wütet. Er könnte die anderen anrufen. Deshalb will ihn der Staatsanwalt in ein anderes Gefängnis legen lassen, um ihn von dort aus ungehindert vorführen zu lassen. Solch sarte Kummerhaftigkeit und Rücksichtnahme findet man heute nur noch bei Gericht.

Spieler und Spielratten

Der Zuschauerraum ist in dieser Verhandlung das interessanteste. Es sind nicht die üblichen Neugierigen, die in Noobit losst kibien. Heute sind jene verdächtigen Gestalten aus der Berliner Unterwelt vertreten, die alle schon mal das Justizhaus mit dem Ferkel gestreift haben und die für die ganze Verhandlung ein sehr schmerzhaftes Beurteilungsvermögen aufbringen. Da sitzt der Vertreter des „Kinas“, der übrigens bei allen großen Kriminalprozessen als inoffizieller Vertreter der isouischen legalen Berliner Verbrechergesellschaften auftritt, das alles in Ordnung geht. Neben ihm sitzen ein paar elegante Herren, gute Bekannte der Polizei, Beisitzer und Geschwörsführer feudaler Spielclubs im Westen. Neben diesen Prominenten sieht man noch einige Kallermannsige Gestalten, die mit einem Auge nach den Anwesenden, mit dem anderen nach dem Schupp schielen. Das sind die Ketten-Gesellschaftsmacher, die im Hinterzimmer obskurer Kneipen Verurteilten mit „Meine Tante — deine Tante“ ihre paar Groschen abnehmen. Oder die im Schemelstuhle ihre „Bank“ halten. Immer in Angst vor der Polizei. Kleine schäbige Gauner, die niemals im großen Maßstabe „arbeiten“, wie Herr Blümel und seine Freunde.

Grobe und feine Bauernängerkritik

Ungalanterweise breitet der Staatsanwalt die Spielerritze offen vor dem wühlerischen Auditorium auf. Das bedeutet natürlich eine große Geschäftschädigung für die Angeklagten. Allerdings, die Scherperfschöndigen im Zuschauerraum lächeln nur milde über solch primitive Sachen, wie etwa das Zinken: mit einer kleinen Stednadel, die in der Haut des Fingers steckt, werden die Karten während des Spiels mit kleinen Nadeln versehen. Noch einfacher sind die sogenannten präparierten Karten: die Karten haben ganz einfach eine veränderte Breite des Randes, so daß man ohne weiteres an ihnen die Höhe der Karte ablesen kann. Auch die Karten mit einem durchgehenden Muster auf dem Rücken werden zu Fälschungen benutzt. Hier ist A. B. das sogenannte „Schlangenummuster“, ein sehr beliebter Trick. Doch selbst bei unterm harmlosen deutschen Männerlat gibt es Schiebungen. Beim Mischen werden Karten, die vorher unauffällig sortiert wurden, festgehalten und ineinander gesteckt, so daß der Spieler die Karten auf der anderen Seite genau so wieder herauszieht, wie er sie hineingelegt hat. Man sieht es dem dienhabenden Justizmagister an, daß er heute abend am Stammtisch seinen Kollegen mächtig auf die Finger guden wird.

Zauberkünstler als Sachverständiger

Das Gericht hat natürlich viele Zeugen und Sachverständige laden, die über die Schliche und Kniffe der Angeklagten Auskunft geben sollen. Man hört erst den Herrn Kommissar, der die „Arbeit“ beobachtet hat. Aber dann kommt Herr „Bellachini, Europas größter Zauberkünstler“, wie er sich mit beiderseitiger Stöße leibet nennt, obwohl sein bürgerlicher Name sehr viel weniger pompös klingt. Also Herr Bellachini, im Cut, tritt vor und verbeugt sich, wie abends vor seinem Publikum. Dann zieht er ein Spiel Karten aus der Westentasche und gibt dem hohen Gericht eine kleine Privatvorstellung über Kartenspielen und Zauberei. Aber lernt, wie man die „Kolle“ ischlag, oder wie beim „Face“ die Karten von einer Hand in die andere hinüberwechseln, ohne daß die misstrauische Kartner etwas merkt. Herr Bellachini zeigt dann ein Tricks für „Kümmelblättern“, „Sieben und Vier“ und für ein geheimnisvolles Spiel, das den Namen „Kaffeeblättern“ trägt. Es wird einem schon schwindlig beim bloßen Zusehen. Mittelalter hätte man Herrn Bellachini wegen Zauberei verbrannt. Aber hier erntet er Anerkennung und Beifall seiner Zuschauer, in ihm einen Meister ihres eigenen Faches erkennen. Wie auch läche ich ihn mal mit Herrn Blümel einen kleinen Satz dre...

Die „Freier“

Das sind die Herren, die ihr Geld an Herrn Blümel und seine Freunde verloren haben. Da es sich dabei um recht schmerzhaften Summen handelt, sind sie nicht ionderlich auf die ihre früheren Spielkameraden zu sprechen. Ein Schlächtermeister aus Westfalen hat beim Dämmerhuppen die Kleintier mit 750 K. verliert. Er hat keine Idee, wie er sich verhalten soll. Ein anderer, ein Bäckermeister, hat seine Kasse verloren. Er hat sich als nichtig angesehen. Erst als ich nachher in der Zeitung von der Verhaftung Blümels habe ich mir auch gemerkt. — Ja, um mal meine Frau zu küssen, habe ich in den hohen Gerichtshof, wie die mich anmerken hat. Also irrt die Schlächtermeister. Aber auch gewisse Geschäftsführer der Gerichte. Ein Schneidermeister aus Berlin hat in einem Lokal am Steiner Bahnhof seine Kasse mit herabgelassen müssen. Ein Kapitän aus Bremen hat im Zuge ein Spielchen verloren, das ihm teuer zu stehen kam. In einem Dorf haben abends in der Kneipe mit dem Bauern „Kümmelblättern“ gespielt. Als sie ihnen alle abgenommen hatten, wurden sie von den dortigen Landesherrn richtig verurteilt, so daß sie freimüßig einen Teil ihres Raubes wieder herausgeben. Aber auch ein feehausbesitzer, der doch eigentlich solche Kniffe kennen sollte, hat mit ihnen eingelassen und schwer dafür bluten müssen.

Wo Spieler Pech haben

Einmal allerdings sind sie auch an den Verletzten gekommen. Das war in Hamburg in einem Hotel. Da hatte Blümel einen „Freier“ ausgemacht. Einen labellosen Gentleman mit einem tiefen und tiefen „Marie“. Sie letzten sich also an den Tisch und spielen und spielen. Blümel ließ alle Künste, aber keine Künste, alle Karten irrtigen, doch ohne jeden Erlola. Der „Freier“ wußte noch besser Bescheid als er. Schließlich sagt er zu Blümel: „Hören Sie mal, wie lang sind Sie schon beim Spiel?“

„Schon sehr lange“, antwortet der verblüffte Blümel. „Sehen Sie, lassen Sie aber die Hauptregel für jeden anständigen Spieler kennen, daß Kollegen sich nicht gegenseitig rauben dürfen. Abgeben Sie, das ist keine Sache nicht mit so großen Blümel. Fangen Sie den Pech, der mir Sie nicht mit so großen Blümel. Vor seiner allerneuesten Experimente und Kunststücke. Das war der geschickteste „Arbeiter“, der mir je begegnet ist“, hat Blümel später zu Protokoll gegeben. Nur spielen wollte er nicht mehr mit ihm. Spectator

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Hesina von Aod

Copyright 1930 bei Ernst Oldenburg, Leipzig.

42 (Nachdruck verboten)

Einen ganzen Tag lang lag Louis in der Maniarde, ohne daß der Hausherr etwas ahnte.

Morel wurde verständigt und unternahm es nun, zu dem geplanten dritten Experiment den Professor herbeizuholen.

Zur Entführung Vertrauens, über deren weitere Folgen sich der Geistesgestörte damals wohl noch kaum Rechenschaft ablate, bemühte er eine schließende Maske, neben einer dunklen Brille, den fallischen Bart. Er verwandte diese Hilfsmittel in der Folge immer, wenn er nach Montredon fuhr, und legte den Bart — wohl deshalb weil Entfernung und Wiederaufleben umständlich waren — stets erst zu Hause wieder ab.

Als Perraud nach der Landung abgebracht worden war, fuhr James zurück, um Louis vom Corniche zu holen. Doch Louis rischierte, als ihm James zum Transport die Füße losgebunden hätte, einen anderen Versuch durch das Maniardefenster. Da er auf das weiche Kissenfeld fiel, erschlug er sich nicht.

Eine Stunde später lag er unter Morels Messer. Perraud aber, von Grauen gepackt, sprang — statt zu assistieren — dem Opfer des Trens bei, während das Messer im ersten Schnitt suchte. So kam der Fingerabdruck des Professors auf die nackte, blutbedeckte Brust Gards.

Perraud setzte die Fesseln des Anklägers, es kam zu einem erbitterten Ringen, bei dem Morel eine erhebliche Verletzung an der linken Hand davontrug.

Doch der Professor wurde übermächtig und Louis, der sein Heil ein zweites Mal in der Flucht suchte, wurde, als er schon das Freie gewonnen hatte, von dem nachrückenden James totgeschlagen.

Perraud in der Gewalt des maßlosen Arztes, hatte sein Leben verwirrt. Die Vollstreckung des grausamen Todesurteils ver-

säerte einzig und allein die Handverletzung Morels, die ihn daran hinderte, die minutiöse Arbeit des Experimentes zu leisten.

Inzwischen landte Frau Madeleine den Assistenten ihres verschwundenen Gatten zu Moon. Sein schlechtes Gewissen ließ ihn fürchten, sich verdächtig zu machen, wenn er gegen die Berufung des Detektivs spräche.

Andernteils fühlte er sich auch sicher genug und glaubte nicht an Entdeckung.

Moon kam zu Kuchetti, James witterte Unheil und warnte Morel. Für alle Fälle arrangierte nun dieser den fingierten Selbstmord, um Moon rasch loszuwerden. Er behag die Fertigkeit, Schriften fälschend nachzuahmen. Die schwierige Unterschrift des Professors kopierte er nach dem Fotomime.

Diese allzu große Genauigkeit der Fälschung wurde ihm zum Verhängnis.

Als Moon nächtlicherweile in die Villa einrang, alarmierte auch er den Keger.

Doch sein Schuß schredte Kuchetti von der Arbeit auf. Der eilte aus dem Laboratorium, es kam zu einem scharfen Wortwechsel zwischen ihm und James.

Der Keger, in die Enge getrieben, ließ sich entlarven, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als auch Kuchetti unglücklich zu machen.

Moon entkam.

Nest riefte James nicht säuer — er wußte was bevorstand. In grünen Renaultwagen schaffte er Kuchetti nach Montredon, rasch dann zu Morel.

Sie mußten sich des Autos entschließen, die Verfolger auf eine falsche Fährte locken.

Dem Schwarzen kamen keine Erfahrungen als gerissener Eindringling zuhelfen; er verstand es, Spuren zu verwischen.

So brachte er den Wagen auf die Straße hinter Sauffel, täuschte einen Unfall vor, verließ das Auto und eilte an die Küste, von wo ihn Morel mit dem Motorboot abholte.

Nun verbrag sich der Schwarze mit den beiden Gefangenen — selbst ein halber Gefangener — in der Festung.

Der Aberglaube, der allen Naturvölkern unausstößbar in Fleisch

und Blut sitzt, aber auch kein Verbrechertinstinkt, ließen ihn Katastrophen ahnen.

Der Starbium des verirrten Jockeys Morel hielt aber lauten Quanten daran fest, den blutigen Weg seiner schauerhaften Experimente fortzusetzen.

Scheinbar nichtig, geringfügige Nebenachtigkeiten, hatten den Scharfsinn des Detektivs gelehrt und ermöglicht, daß er dem maßlosen Mörder von Marieille im letzten Augenblick in dem Hotel fiel. Ein kleiner Steinblitter hatte weiteren Greuelthaten ein Ende gesetzt.

Kein Gemeinderat behaupte mehr, daß es Berichtigung eine schlechte Landstraße auszubessern.

XXV.

Hierundswansia, Stunden nach der aufregenden Nacht von Montredon verließ Ralph Moon Marieille.

Er gönnte sich im Schlafwagen endlich die wohlverdiente Ruhe. Durch Linden und Städte irug ihn der Riviera-Erreß der Seiner zu — neuen Abenteuer und Gefahren entgegen.

Perraud und Kuchetti — der eine in Frau Madeleines liebevollem Bilege, der andere von seiner hochtauben Küchenke betruet — hatten sich rasch von dem Durchfahren, das sie ausstanden.

Doch sie schwmren sich beide insaheim zu — der berühmte Professor wir der schrullenhafte Pseudogelehrte, in ihrem Leben mehr zu nivellierten. Sie hatten an solchen Experimenten einen Schlag den Gelckmak verloren.

Einen Monat später aber künsteten die Glocken von St. Pierre.

Sie tönten so hell und froh, als müßten sie, daß sie diesmal zum Abchied von einem müden Erdendwiler Kneben, daß ihr edler Gena heute einem freudigen, festlichen Ereignis galt.

Vor dem Altar der Kirche kniete ein junges Paar.

Und der Priester steckte zwei Glückseligen die goldenen Ringe an: Einem schlanken, braunen Mädel und einem neugeborenen Oberkommissar.

Ende.